

Ein Weihnachtsgespräch

Autor(en): **Weithaas, Ernst B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Geistesfreiheit**

Band (Jahr): **2 (1923)**

Heft 11

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-407121>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ein jeder, der mit Indianern Mitleid hat!» Als ein Leutnant Richmond sah, daß drei Weiber und fünf Kinder gefangen genommen waren, tötete und skalpierte er sie alle acht, ohne sich durch ihr Flehen um Gnade rühren zu lassen. «Die an den Körpern der Erschlagenen verübten Abscheulichkeiten müßten die gewandteste Erfindungsgabe von Teufeln herausfordern, um etwas ähnliches zu ersinnen. Ein jeder der Ermordeten wurde skalpiert; aber hierin stellten sich die christlichen Weißen nur auf eine Stufe mit den Wilden. Die Geschlechtsteile beider Geschlechter wurden abgeschnitten. Die Häute der männlichen wurden getrocknet, um Tabaksbeutel daraus zu machen, während die Geschlechtsteile der Weiber als Hutbänder getragen wurden und in einem Falle als ein falscher Schnurrbart.» Als das mit Skalpen geschmückte irreguläre «Regiment» wieder in Denver einrückte, wurde es mit Ovationen empfangen. Ein Mann trug beim Einzug ein Weiberherz auf einer Stange aufgespießt.

Die Propaganda des Christentums in den außereuropäischen, außerchristlichen Ländern ist in der Tat etwas, das das moderne Humanitätsbewußtsein zur Empörung treiben muß. Aber man wird sich darüber klar zu sein haben, daß die über Negerrücken geschwungene Nilpferdpeitsche oder der vom Schädel der Rothaut abgerissene Skalp unmittelbar zum Wesen dieses Christentums gehören. Auch etwa die Greuel der mittelalterlichen Inquisition sind ja nicht allein mit der moralischen Primitivität des Mittelalters erklärt. Der christliche Mensch ist auch der egoistische Mensch par excellence. Mit dem Blick empor zu Gott — und Gott ist ihm nur das geschmeichelte Bild seiner selbst — hat er den Sinn und damit auch die Liebe zu dem, was ihn umgibt, verloren. Der beste Beweis dafür ist, daß — eine Kleinigkeit, aber ein Symptom! — alle klerikalen Länder auch die Länder der traditionellen Tierquälerei sind, und daß der Tierchutz und der Tierfreund, beide erst von dem echten Freidenkertum geboren werden mußten. Es bleibt schon dabei, was einmal Svante Arrhenius, der bedeutendste Astronom der Gegenwart, geschrieben hat: «Im großen und ganzen kann man nicht leugnen, daß die Begriffe von der allumfassenden Natur und die von Freiheit und von Menschenwert immer gleichzeitig fortschritten oder gleichzeitig stillstanden. ... Derjenige, welcher sein Auge den in der Natur gebotenen unendlichen Möglichkeiten öffnet, wird nicht durch Trug oder Gewalt sich, seinen Verwandten, Gesinnungsgenossen oder Landsleuten auf Kosten der Mitmenschen Vorteile anzueignen suchen.»

Ein Weihnachtsgespräch.

«Wie — bei Ihnen finde ich einen Christbaum? Sie, der sich «Freigeist» nennt, ein Feind der Kirche — Sie feiern

Feuilleton.

Bücher [dweizer]der Freidenker.

«Lottis Wunderfahrt», Neue Märchen von Carl Flubacher. Mit Bildern von Werner Stöcklin. Erschienen im Drei-Rosen-Verlag, Basel 19. Preis, hübsch gebunden: Fr. 3.20.

Vor allem die Frage: Sollen wir Freidenker unsern Kindern Märchen erzählen oder nicht? Vergehen wir uns nicht gegen den Grundsatz der Wahrhaftigkeit, wenn wir's tun? — Die Antwort gibt uns die Erinnerung an unsere eigene Kindheit: Wie herrlich war es damals im Märchenlande! Wie konnte man da staunen und sinnen! Und wie freute man sich, wenn dem Schlechten von recht-schaffenen Zwerglein das üble Handwerk gelegt ward und zu armen guten Leuten in Gestalt einer gütigen Fee oder eines Wichtelmännchens das Glück kam!

Aber so ganz bedingungslos rede ich dem Märchen doch nicht das Wort; denn es kommt sehr darauf an: was für Märchen. Nicht alle eignen sich für Kinder, auch wenn sie Kindermärchen heißen, selbst nicht alle der Grimmschen, sind sie doch dem vom Glauben an Hexen, Teufel und Gespenster erfüllten und gängstigen Volksgemüt entsprungen, und dieses dunkle «Personal» ist auch heute noch recht dazu geeignet, den Kindern das Fürchten beizubringen, also dass sie sich nicht mehr ins Dunkle wagen. Man mag ihnen noch so oft sagen, dass es derlei Unholde nicht gebe und nie gegeben habe, die Kinder unterscheiden nicht so scharf zwischen Wirklichkeit und Phantasie, und wenn eines der Furchtsamkeit neigt, so wird ihm die Einsamkeit und namentlich die Dunkelheit zu grausamer Qual.

Von den modernen Märchenerzählern haben die meisten geglaubt, der unheimlichen Requisite aus der mittelalterlichen Geistesrummelkammer nicht entraten zu können, um ihren Märchen Spannung und den Duft des Wunderbaren zu verleihen. Und damit fallen sie, wenigstens für freigeistige Erzieher, ausser Betracht, denn zu schwarz steht das Wort Hexe im Schuldbuch der Menschheit, zu

das Weihnachtsfest, welches doch, soviel ich weiß, ein Fest der Christen, der Kirche ist? Wo bleiben da die antichristlichen Prinzipien?» —

«Verzeihung, Sie machen mich lächeln. Es ist jedoch nicht das berühmte «Verlegenheitslächeln», wie Sie vielleicht glauben mögen. Denn Ihre erstaunten Fragen überraschen mich keineswegs; überraschen mich schon deshalb nicht, weil mir bekannt ist, wie wenig die Auffassungen zu treffen, die gewöhnlich von dem Begriff «Freigeist» und den damit verknüpften Relationen in Umlauf sind. Zunächst, Sie dürfen nicht etwa annehmen, daß ich das Christentum in Bausch und Bogen verwerfe. Nein! Meine Feindschaft richtet sich vielmehr gegen das Christentum als den zum Dogmatismus erstarrten Aberglauben, gegen die Kirche als Verdummungsinstitut, mit Hilfe dessen es der Hierarchie seit jeher gelang und noch immer gelingt, der Ausbeutung geduldige und ergebene Objekte zu züchten: Diese Kirche, deren Geschichte, wie die sogenannte «Weltgeschichte» überhaupt, mit Blut geschrieben ist!»

«Hm — Sie werden meine Neugierde verzeihlich finden: Wollen Sie mir nicht erläutern, welches nun nach Ihrer Meinung die «richtige» Vorstellung des Begriffes «Freigeist» ist?» —

«Aber mit Vergnügen! *Freigeist* — gut, nehmen wir, das Wort beim Wort, so werden Sie mir zugestehen müssen, daß der Träger desselben eben durch diese Bezeichnung, dem ganzen Anfang und Inhalt ihrer Bedeutung nach, schon an sich dazu berechtigt ist, seine eigene, durch Suchen und Forschen errungene, auf Wissen und Vernunft begründete und an keinerlei traditionellen oder dogmatischen Zwang gekettete, mithin *freie* Ansicht von einer Sache zu haben.» —

«Und wie erklären Sie nun den geradezu kontradiktorischen Gegensatz zwischen Ihrer kirchenfeindlichen Gesinnung und der Feier eines christlich-kirchlichen Festes?» —

«Kontradiktorisch? Dieser Widerspruch besteht nur scheinbar und meine Ueberzeugung schließt nicht aus, Weihnachten, wenn nicht mit, so doch neben den Gläubigen zu feiern. Lassen Sie mich zunächst ein Beispiel wählen: Nehmen wir an, Sie lesen mit Vorliebe Romane, Dramen oder auch Märchen, kurz *Dichtungen*, von welchen Sie im Voraus wissen, daß sich das, was Sie lesen, nie und nirgends hat begeben. Aber es wird Ihnen nie einfallen, sich den Genuß solcher Lektüre darum zu versagen, weil Sie von vorneherein überzeugt sind, daß es nur «Erdichtetes» ist. Hier handelt es sich einzig um das spezifisch Aesthetische, um reine Gefühlssache, unter Ausschluß jeder grübelnden Verstandestätigkeit und auf die Wirklichkeit übertragenden Nutzenwendung. Ebensowohl kann ich die Melodie eines Liedes mit christlichem Text «schön» finden, kann es singen oder spielen, ohne mich viel mit albernem «Bedenken» herumzubalgen.

lebendig ist noch im Volke der Gespensterglaube, und zu eifrig predigt die orthodoxe Kirche den Teufel, als dass wir unsere Kinder auch nur spielend mit diesen Figuren dunkelster Geistesherkunft beschäftigt wissen möchten.

Flubachers Märchen sind frei von unzeitgemässer Schauerromantik, und sind nicht weniger spannend und reizvoll; dazu geht durch sie ein Duft feiner Lieblichkeit, und auch wo schlimmes Geschehen geschildert ist, löst es sich auf in irgendwie befreiender Weise, oder das düstere Bild war ein Traum und das Kind erwacht glücklich in die bessere Wirklichkeit hinein. Es sind ausnahmslos gemütvollte Märchen, die im kindlichen Herzen Gutes wirken müssen. Ohne auch nur einen Anflug moralisierender Tendenz zu haben, ist ihnen erzieherische Kraft eigen: vielleicht nicht zuletzt auch deshalb, weil sie das Kind nicht wegführen in weite Raum- und Zeitfernen, sondern es sich selbst und die Nöte und Hoffnungen seiner Zeit erleben lassen, und es inmitten der Dinge umspielen, die es um sich sieht. Besonders möchte ich in diesem Zusammenhange die Märchen hervorheben, die zum Kinde sprechen von der grausen Unvernunft des Krieges und den Nöten und bitteren Enttäuschungen, die das blutige Unheil über die Menschen verhängt. Wie wenig Friedenserziehung ist noch in unserer Jugendliteratur! Hier treffen wir auf ein ganz feines Stück davon. Aber auch sonst werden die besten Gefühle des Kindes angeregt: Mitleid und Mitfreude mit den Menschen, Verständnis und Liebe für die Tiere. Im übrigen lässt der Verfasser den kleinen Leser duftige Weihnachtsmärchen erleben, führt ihn dem guten Sankt Nikolaus zu, erzählt ihm von Sagen der heimischen Erde und vieles andere mehr.

Dem herzwinnenden Inhalt entspricht die einfache, flüssige, dem kindlichen Verständnis angepasste, aber künstlerisch wohlbedachte Sprache, in der man da und dort treffenden Neubildungen begegnet.

Reichhaltiger und fein ausgeführter Bildschmuck: Federzeichnungen von **Werner Stöcklin**, ist dazu angetan, den duftigen Märchenschatz den Kindern noch lieber zu machen. Und so ist diesem höchst willkommenen Werke auf dem Gebiete der Jugendliteratur

Oder soll ich deshalb das Lied nicht singen, dessen Melodie mir gefällt, weil der Text ein christlicher, also meiner Vernunft nach unwahrer ist? Und soll ich schließlich deshalb den poetischen Zauber der Weihnacht meinem Gemüt vorenthalten, weil, wie Sie sagen, das Fest ein «christlich-kirchliches» ist? Habe ich mich denn damit, daß ich meiner Ueberzeugung folgte, des Rechts begeben, für Stunden — wenn auch nur für kurze und trügliche — der kalten, zermalmenden Prosa des Lebens zu entfliehen, um in der Kontemplation des Schönen, in der Poesie, diesem Rhabarber der Seele, Kräfte zu sammeln für den harten brutalen Kampf ums Dasein?» —

«Nun, so ganz einleuchtend dünkt mich diese Ihre Definition noch nicht, und je näher ich zusehe, je mehr erscheint sie mir — entschuldigen Sie den Ausdruck — eitel Sophisterei.» —

«So, scheint Sie Ihnen das? Indessen, auch dieses Urteil hat nichts Verblüffendes oder gar Reizbares für mich; bildet es doch ein häufig angewandtes, übliches Schlagwort im Sprachkodex unserer Gegner, die «gute» Christen sind oder wenigstens vorgeben, es zu sein. Für den streng Orthodoxen, der sich die Feier eines angeblich christlichen Festes nicht anders vorzustellen vermag, als im Zusammenhang mit frommem Kult und religiösem Ritus: für diesen freilich mag es schwer halten, sich auszusöhnen mit einem ihm «ketzerisch» anmutenden Regulativ, das das Fest nur um des Festes willen, d. h. dem Gehalt seiner Poesie, seiner Stimmung gemäß gefeiert wissen will. — Allein lassen Sie uns dem Kern der Sache zukommen! Sie stellen die Assertion auf, Weihnachten sei ein «christlich-kirchliches» Fest, und waren vorhin sichtlich betroffen, mich, den Apostat, bei der Begehung dieses Festes zu finden; gleichwohl könnte ich dieses Verhältnis umkehren und Sie fragen, wie Sie, ein eifriger Anhänger der Kirche, es mit Ihren «christlichen Prinzipien» in Einklang bringen, ein Fest zu begehen, das doch, im Grunde genommen, heidnischen Ursprungs ist — —»

«Ah?!» —

«In der Tat: heidnischen Ursprungs! Die christliche Kirche hat es zum größten Teil aus dem heidnischen Altertum der Griechen, Römer und Germanen akzeptiert. Das Fest der «Geburt Christi» verlegte man erst im 4. Jahrhundert vom 6. Januar, dem Epiphaniastage, auf den 25. Dezember. Dieses Epiphaniastage feierte zuvörderst die Sekte der Gnostiker; es war ein Fest des griechischen Gottes Dionysos, in dem die Griechen den Spender des Weines sahen und dessen Verehrung gleichsam mit der Weinrebe von Asien nach Hellas kam. Weinwunder, die dieser Gottheit zugeschrieben werden, finden wir später auf Christus angewandt. Ich erinnere an die Hochzeit von Kana, eine Erzählung, die im wesentlichen nichts anderes ist als eine of-

fenbare Version des Dionysoswunders. Auch in jener Gegend, wo Jesus geboren sein und Wunder verrichtet haben soll, verehrte man gleicherweise einen dem Dionysos ähnlichen Gott, Dusares genannt, dessen Stelle künftig Christus einnahm. Und wie die Gnostiker die alten heidnischen Mysterien des Dionysos-Festes übernommen hatten, so später auch die christliche Kirche.» —

«Sie schickten Ihrer Darlegung voraus, daß das Weihnachtsfest erst im 4. Jahrhundert vom 6. Januar auf den 25. Dezember verlegt wurde, aus welchem Grunde?»

«Auch darüber erhalten wir leicht einen Aufschluß, und zwar im spätrömischen Kalender. Der 25. Dezember galt weiland als der Geburtstag des Lichtes, des unbesiegtsten Sonnengottes. An diesem Tage feierte man die Zunahme des Lichtes und zündete Sonnenwendfeuer an. Auf dieses beliebte Fest setzte die Kirche das Weihnachtsfest und für die Sonnenwendfeier entschädigte der Christbaum mit seinem Lichterglanz. Die Kirche hatte sich somit eines der volkstümlichsten Feste bemächtigt, und noch lange Zeit war es dem Papst und den Kirchenvätern bewußt, daß einst an Stelle des Christuskultes die Sonnenverehrung gepflegt wurde. Und weiter — als man zur Zeit Karls des Großen unseren germanischen Vorfahren das Christentum predigte, kannten und feierten auch diese bereits ein unserem heutigen Weihnachten analoges Fest: das «Julfest». Ein Fest der Freude darüber, daß mit dem 21. Dezember die Erde den schlimmsten Tag des Winters hinter sich hatte und es mit dem Lauf der Sonne wieder aufwärts ging, neuer Kraft und neuem Leben entgegen; ein Fest, das in der großen Naturverehrung unserer Altvordenen begründet ist; ein Fest, zu dem sich später sogar der Brauch, Geschenke zu verteilen, gesellte, die man mit dem Namen «Julklapp» belegte und mit lautem Schall ins Zimmer warf. Und so wird man auch uns «Freidenkern» das Recht zuerkennen müssen, die Weihnacht zu feiern nach unserer Weise, nämlich als ein Fest des Lichtes — des Lichtes der befreiten Erkenntnis, der klaren Vernunft, die vermöge ihrer Kraft die geistige Finsternis zerschellt und damit erst die Menschen zu Menschen macht zum Wohle und zum Ruhme ihrer selbst! Auch wir feiern neben den Gläubigen ein Geburtsfest: Die Geburt des freien Gedankens, gleichwie wir zu Ostern die Auferstehung der unterjochten Natur, zu Pfingsten die Ausergeißung des heiligen Geistes der Wahrheit feiern! —» Ernst B. Weithaas.

Martyrer des freien Gedankens.

Von Dr. P. C. Tyndall.

I. Lucilio Vanini.

Giordano Bruno wurde am 16. Februar 1600 auf dem Blumenmarkt zu Rom lebendig verbrannt; dort, wo sich heute

eine recht starke Verbreitung zu wünschen. Besonders sollte es in keiner Freidenkerfamilie unter dem Lichterbaum der Sonnenwendfeier fehlen. O. H.

«Der letzte Priester.» Ein Sonnenwendspiel in 5 Bildern von Ernst Brauchlin. Preis Fr. 1.50. Zu beziehen durch die Geschäftsstelle der Freigeistigen Vereinigung.

Die Bilder- und Gedankenfülle des in edle Ausdrucksformen gegossenen Sonnenwendspiels liesse sich in die Formel bringen: durch Nacht zum Licht; aus Tiefland zum Firnenlicht. Der düstere, verzauberte Tannenwald und die himmelanstrebenden, sonnengebadeten Berge werden zu Gleichnissen, zu Symbolen; der Mann ist des Waldes dunkeln Hüllen entflohen im Vollgefühl befreiender Weite wächst er hinein in die Unendlichkeit. Zaudernd folgt das Weib; denn nach des Priesters Lehre ist es Todsünde, den Bannkreis des Waldes zu überschreiten. Ihr bangt vor der Unbegrenztheit, die nicht wie der Wald Wege und Wegzeichen hat, die zum Guten weisen, vor Falschem warnen. Ihr wird schwer, des Priesters Ruf zu missen, seine Zauberröhle zu meiden, wo einen der süsse Traum vom ewigen Leben umfängt. «Das Leben hat den Sinn, den man ihm selber gibt; es ist das Wunder», sagt der Mann und schreitet bergwärts, indes des Priesters Wehe das Weib in die Schatten zurückdrängt.

Der Jüngling, erst unschlüssig, ist seines Vaters Spur gefolgt. Hand in Hand geht er mit der Jungfrau und sagt ihr, die in den reinen Lüften des Gebirges geboren, von den Niederungen der Menschen. Dort nennen sie die ergreifendsten Gefühle der Liebe Sünde, wenn nicht der Priester sie heiligt. Vor Neugiervolle muss das Versprechen abgelegt werden, ein Leib und eine Seele zu sein während des ganzen Lebens. Was tuts, wenn die Seelen nicht mehr zusammenstimmen, die Menschen unter dem Zwang verkümmern, ihr Leben zu grausam entehrender Lüge wird. Diese wird dem Vorteil dienstbar gemacht durch die gleissende Priesterlüge von Gott: «Mit dem Namen Gottes haben die Priester die drei schlimmsten Geisseln des menschlichen Geschlechtes heilig gespro-

chen; die Armut, die Unwissenheit und den Krieg. Dies aber waren die Mittel, das Volk im Gehorsam zu halten...»

Auch das Weib hat den Höhenweg, den der Alte und der Mann in den harten Stein gemeisselt haben, gefunden. Des Priesters Tücke, seine falschen Lehren und Drohungen erkennend, schleudert es ihm entgegen: «Dein Geist scheint auf dem Kopf zu stehen, armer Mann!» Nun der Alte sein Werk vollendet sieht, bereitet er sich zu sterben: «Gut ist ein Leben, so lange es Tat ist.» — «Ein Sterbender baut oder vernichtet mehr, denn tausend Lebende bauen oder vernichten. — Tausende, die an ihm sich erhoben hatten, reisst der Sterbende, der sein Werk verleugnet, in die Tiefe.» Wie tönen des Priesters Phrasen von vergebender Liebe, unermesslicher Gnade (gegen Bezahlung) hohl gegen die grossen, klaren Worte des sterbenden Alten, der dahingehet mit einem Preis an das Leben und einen Preis an den Tod, welcher die zerbrochene Form zu neuer Saat umwandelt.

Die Menschen erwachen. Des Priesters Zauberkabinet, die «camera obscura romana», stürzt ein, der letzte Priester wird in die Erde gebettet, «die er öffentlich so sehr geschmäht und heimlich so sehr geliebt hat.» Die Menschheit zieht zu Berge, den Tag der Freiheit und Erhöhung zu feiern, den Geburtstag der Menschheit, den Morgen der Freiheit, Wahrheit und Güte.

Eine grosse, aufstrebende Linie geht durch die fünf Bilder, deren Gedankenreichtum in diesen Zeilen kaum angedeutet werden kann. Selten wohl haben unsere liebsten und tiefsten Gedanken so vollendeten Ausdruck gefunden, wie in diesem Weibenspiel freien Menschentums, das aus innerster Ueberzeugung heraus ein hinreissend begeisterndes Ja zum Leben jubelt. Dem reifen, freien Manne sollte der letzte Priester ein Buch wahrer Andacht werden; eine aufrichtende, zukunftsstarke Macht geht von ihm aus. Darum möge es in recht viele Hände gelegt werden, solche, die auf Höhenpfaden wandeln, beglückender Weggefährte, solche, die sie suchen, leuchtender Weiser, zu lichten Höhen sein. Eine Zeit schwebt mir vor, da das Spiel um Sonnenwende über alle Bühnen ginge, tatsächlich die Ueberwindung des Gewesenen zu offenbaren, den ersten Tag des Jahres uns zu künden. C. F.